Die kostspieligen Ententebesatzungen.

Wie ungeheuerlich die Belastung ist, die dem deutschen Volke durch den Ententemilitarismus erwächst, erfährt man durch die bisher nur lückenhaft wiedergegebene Darstellung des Reichsfinanzministers bei der Etatsberatung im Reichsrat. Danach hatte man bei uns ursprünglich angenommen, daß die gesamte Besatzungsstärke 80 000 Mann nicht überschreiten, und die Gesamtaufwendungen dafür mit drei Milliarden Mark ausreichend angesetzt sein würden. In Wirklichkeit aber sind bis 1. Mai 1920 nicht weniger als 30 Milliarden Mark ausgegeben worden, was einem monatlichen Aufwande von etwas über 2 Milliarden Mark entspricht. In zwei Monaten wird also von den Ententebesatzungen weit mehr verbraucht, als wir für ein ganzes Jahr glaubten rechnen zu sollen! Das ist begreiflich, wenn man erfährt, daß die Ententebesatzung nicht 80 000, sondern 150 000 Mann beträgt, für die umfangreiche Uebungslager, Kasernen, Heilstätten, Wohnräume, Flugplätze, Tankanlagen, Feldbäckereien, Munitionslager, Schulen und weiß Gott noch was gebaut und hergerichtet werden müssen — natürlich von unserem Geld. Es hat geradezu den Anschein, als richteten sich Belgier und Franzosen am Rhein und in den besetzten Gebieten auf ewige Zeiten ein. Nun ist es ausgeschlossen, daß wir zur Ruhe kommen und ernsthaft an der Gesundung unserer Wirtschaft arbeiten können, wenn ein derartiger Riesenblutegel an unserem Körper sitzt und uns den Lebensquell aussaugt. Selbst als gesundes und leistungsfähiges Wirtschaftsvolk könnten wir unmöglich Jahr für Jahr 25 Milliarden für den Unterhalt fremder Besatzungsheere ausgeben, ohne dadurch zur Raserei oder zur Verzweiflung getrieben zu werden. Wie erst jetzt in unserer Armut, die uns die größten Entbehrungen auferlegt! Eine vernünftige, auf die Zukunft bedachte Politik müßte in allererster Reihe auf eine Ordnung dieses Problems bedacht sein, um schweren künftigen Gefahren zu begegnen.

Die amerikanischen Milchkühe und Sachsen.

(S.Z.) Die Ankündigung des ersten Transportes der schon fast sagenhaft gewordenen amerikanischen Milchkühe hat dem Verband sächsischer Landwirte Veranlassung gegeben, die sächsische Regierung zu bitten, rechtzeitig dafür Sorge zu tragen, daß sich die fortgesetzten Klagen Sachsens über Benachteiligung bei der Zuweisung von Verteilungsgegenständen nicht immer wiederholen brauchen. In der Eingabe wird ausgeführt, daß die Erfahrungen, die insbesondere Sachsens Industrie gemacht hat, leider die Besorgnis bestätigen, daß man in Berlin immer und immer wieder die besonderen Verhältnisse des übermäßig dicht bevölkerten Freistaates Sachsens doch nicht richtig würdigt, und daß man infolgedessen zu einem Einteilungsmodus gelangt, den man nicht als recht und billig empfinden kann. Aus diesem Grunde bittet der Verband Sächsischer Landwirte das sächsische Wirtschaftsministerium dafür Sorge zu tragen, daß Sachsen nicht bloß den ihm zahlenmäßig zukommenden Anteil zugesprochen wird, der auch auf die besondere Notlage eines Verbraucherlandes mit unzureichender Erzeugung Rücksicht nimmt. Es wird als selbstverständlich angenommen, daß die amerikanischen Kühe in Sachsen nur bei Landwirten untergebracht werden, weil jede andere Unterbringung den Zweck, die Bevölkerung mit mehr Milch und Milcherzeugnissen zu versehen, verfehlen würde. Zum Schluß wird noch betont, daß es einem Gebot reiner Gerechtigkeit entsprechen würde, wenn bei der Zuteilung dieser Milchkühe zunächst solche Landwirte bedacht würden, die durch das Auftreten der Maul- und Klauenseuche oder durch andere Unglücksfälle besonderen Schaden erlitten haben.

Die sächsischen Großstädte ohne Elektrizität und Gas.

(S.Z.) Wie wir schon mitteilten, haben die organisierten Gemeindearbeiter den Schiedsspruch des Schlichtungsausschusses, der ihnen eine teilweise Erfüllung ihrer Lohnforderungen zusprach, abgelehnt. Sie sind nunmehr in den Streik getreten, der in Chemnitz schon am Sonnabend begann, in Dresden und Leipzig aber im Laufe des Montags einsetzte. Infolgedessen sind die Elektrizitäts- und Gaswerke dieser Städte stillgelegt. In Plauen und Zwickau wird der Streik für Dienstag erwartet. Es ist bezeichnend, daß dieser Streik in Chemnitz begann, wo die meisten Gewerkschaften unter kommunistischer Führung stehen. Daß der Streik, der das Erwerbsleben der Städte in weitgehendstem Maße aufs äußerste gefährdet, in seinen Auswirkungen gerade die Klasse der Arbeiterschaft empfindlich schädigen muß, liegt für jeden nüchternen Beurteiler der Dinge auf der Hand. Gerade die Haushaltungen, der sogenannten kleinen Leute sind aufs Gas für Beleuchtung und Kochzwecke fast ausschließlich eingestellt, und hier werden vor allen Dingen die Leidtragenden des Vorgehens der Gemeindearbeiter zu finden sein. Die Wasserversorgung soll vorläufig nicht gefährdet sein. Die Streikenden drohen aber an, für den Fall, daß man sich der Technischen Nothilfe irgendwo bedient, den Streik auch auf die Wasserwerke der Städte ausdehnen zu wollen. Der elektrische Straßenbahnbetrieb ruht natürlich vollständig.

Welch verhängnisvolle Folgen der Streik für das Gebiet der Krankenversorgung haben und wie er hier geradezu zu unverantwortlicher Gefährdung von Menschenleben führen muß, das legt der ärztliche Bezirksverein Chemnitz-Stadt in einer an die Streikenden gerichteten Kundgebung dar, in der es u. a. heißt:

Im Namen der Kranken der Stadt, der Schwangeren, die mit Sorge ihrer Entbindung in diesen Tagen entgegensehen, der Operierten und der Gebrechlichen, fordern wir dringend den Abbruch des Streiks der städtischen Arbeiterschaft und die Wiederversorgung der Stadt mit Gas und Elektrizität, da durch Abschneiden von Licht, Gas, Wasser und Fortkommen in unverantwortlicher Weise Menschenleben gefährdet sind und verloren gehen, die gerettet werden könnten.

Wir machen nachdrücklich darauf aufmerksam und führen es auf, das Ernsthafteste vor Ihr menschliches Gewissen, daß die ärztliche Hilfeleistung völlig unmöglich ist, wenn die Entkeimung der Instrumente und Verbandsstoffe nicht erfolgen kann, wenn die Operationen wegen ungenügender Beleuchtung nicht ausgeführt werden können, wenn lebensrettende Operationen unterbleiben müssen, weil der Arzt die Verantwortung wegen mangelhafter Keimfreiheit nicht tragen kann, zu schweigen von der Verzögerung der ärztlichen Hilfeleistung durch Stillegung der Straßenbahn a. a. m.

Am 11. März 1919 schrieb die „Volksstimme" in Betrachtung eines Streikes der lebenswichtigen Berufe:

Das Streikrecht endet moralisch dort, wo das Lebensinteresse der Allgemeinheit beginnt.

Man darf auch die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke nicht stillegen, denn auch das ist Mord, besonders an Kindern und Frauen.

Wir fordern daher den sofortigen Abbruch des Streikes zum Wohle unserer Patienten, die Anspruch auf Hilfe als Glieder des Volksganzen haben.

Sollten bis Montag, den 11. Oktober, mittags 12 Uhr die genannten lebenswichtigen Betriebe nicht wieder in Betrieb gesetzt sein, so sieht sich die Aerzteschaft gezwungen, ihrerseits ihre gesamte Tätigkeit einzustellen.

Die Verantwortung fällt den Streikenden und ihren Beratern zur Last. Die Aerzte werden jeden Fall von Gesundheitsschädigung, der durch den Streik verursacht wurde, zur Anzeige bringen und die Schuldigen zur Verantwortung heranziehen lassen.

Wie wir hören, werden sich die Aerzteorganisationen von Dresden und Leipzig in gleichem Sinne entschließen.

* * *

Chemnitz, 12. Oktober. Der Streik der Gemeindearbeiter dauert noch an. Die Stadt ist weiter ohne Licht, Strom und zum größten Teil ohne Wasser. Seit Eintritt der Dunkelheit am gestrigen Nachmittag wurde kein Telephongespräch mehr geführt, da die Post auch ohne Licht ist. Die Geschäfte mußten sich, mit wenigen Ausnahmen, mit Stearinkerzen behelfen. — Wie hierzu noch weiter gemeldet wird, haben sich gestern abend die streikenden Gemeindearbeiter gegen gewisse Zugeständnisse der Stadtverwaltung bereit erklärt, den Kraftstrom für die Druckpumpen vorläufig freizugeben, die den höher gelegenen Stadtteilen das Leitungswasser liefern. Damit ist die Wasserversorgung der Stadt gesichert. Eine weitere Vermehrung der Notstandsarbeiten wurde bei derselben Gelegenheit abgelehnt.

Dresden, 12. Oktober. Aus dem Arbeitsministerium erfahren wir noch, daß sich im Augenblick noch nichts über die Lösung der Krisis sagen läßt. Die Regierung hat alles getan, um den Streik zu verhindern. Die Vertreter der Gemeindearbeiter haben aber bei den Verhandlungen erklärt, daß der Streik nicht aufzuhalten sei, auch wenn Zugeständnisse gemacht würden. Deswegen haben die Arbeitgeber weitere Verhandlungen für zwecklos gehalten. Die Regierung ist der Ansicht, daß bei der Gefährdung lebenswichtiger Betriebe die Technische Nothilfe eingreifen muß. Von den Dresdner Zeitungen sind nur die „Dresdner Neuesten Nachrichten" erschienen, die eigene Stromversorgung haben.

Die Bluttat in Weimar.

Ueber den Hergang der Bluttat an der Familie des Admirals Scheer erfahren wir noch Folgendes: Admiral Scheer, welcher hier ein eigenes Haus bewohnt, saß am vorgestrigen Nachmittag mit seiner Gemahlin in dem im ersten Stock gelegenen Wohnzimmer bis einhalb 4 Uhr zusammen; beide Ehegatten hatten die Absicht, um 5 Uhr in die um diese Stunde beginnende Vorstellung des „Faust" im Nationaltheater zu gehen. Frau Scheer stand dann auf und begab sich nach der im Souterrain gelegenen Küche, während ihr Gatte zurückblieb und den unterbrochenen Mittagsschlaf noch etwas fortsetzte. Plötzlich vernahm der Admiral ein schußähnliches Geräusch, sprang auf, und wie er den Korridor betritt, stürzt ihm seine Tochter blutüberströmt entgegen und ruft: „Vater, gehe nicht hinunter, unten wird geschossen!" Dieser eilt gleichwohl hinunter und stößt in der Kellerflur auf einen tot daliegenden Mann, der einen dicken Leinenverband am Kopfe trug, so daß von dem Gesicht wenig zu sehen war, zwei Anzüge auf dem Leibe hatte, am Kopfverband eine Schußwunde trug. Neben der Leiche lag ein Rucksack mit einem zweiten Hut, ein Rasiermesser und eine Dreyse-Pistole. Der Admiral eilt wieder hinauf, um die Polizei telephonisch zu verständigen und selbst den in der Nähe wohnenden praktischen Arzt Dr. Dreykorn zur Hilfe für seine Tochter herbeizuholen. Bei seiner Rückkehr trifft er mit der bereits eingetroffenen Polizei zusammen, nun erst findet man im Kartoffelkeller die mit einem Tuche überdeckte Leiche des Dienstmädchens, mit Schußwunden am Kopf, und im Holzkeller Frau Admiral Scheer mit zwei Schüssen im Kopf sowie zwei Schnittwunden im Gesicht, zwar noch lebend, aber von Blutverlust so erschöpft, daß das Bewußtsein geschwunden war. Auf dem Transport nach dem Sophienhaus (Krankenanstalt) ist dann Frau Scheer ihren schweren Verletzungen erlegen. Soweit die Tatsache.

Kriminalpolizei und Staatsanwaltschaft, die beide sofort an Ort und Stelle den Tatbestand aufnahmen und auch den ganzen Sonntag mit Zeugenvernehmungen zubrachten, sind bezüglich der Beweggründe zu der Tat noch zu keinem abschließenden Urteile gekommen; man steht noch vor einem Rätsel. Manche Momente sprechen für einen vorbedachten politischen Mord, da Büchner der kommunistischen Partei angehörte und in letzter Zeit viel in kommunistischen Kreisen in Halle und Magdeburg verkehrt hat. Unter dieser Annahme würde er den Kartoffelkeller zu seinem Versteck gewählt haben, um bei günstiger Gelegenheit den in kommunistischen Kreisen bestgehaßten Admiral (vgl. Attentatsversuch auf Hindenburg!) zu beseitigen. Durch die Frauen wurde er entdeckt bezw. gestört, sah sein Vorhaben gescheitert und so wußte er keinen anderen Ausweg als den beschrittenen. Anderseits wiederum wird angenommen, daß es sich um einen furchtbar dumm angelegten und mißglückten Raub bezw. Diebstahl handelt. Für diese Annahme spricht die Tatsache, daß sich Büchner von seiner Braut hat den ihn unkenntlich machen sollenden Verband anlegen lassen und dieser wiederholt erzählt hat, „er werde demnächst viel Geld haben, er kenne reiche Leute und eine gute Gelegenheit" usw. Tatsächlich hat er von dem ganzen Milieu im Hause des Admirals Kenntnis gehabt, da er wiederholt hier gearbeitet hat. Schließlich ist beachtenswert, daß der Mörder ein wenig intelligenter Mensch war und wiederholt in psychiatrischen Anstalten auf seinen Geisteszustand untersucht worden ist.

Die Beisetzung von Frau Admiral Scheer findet heute nachmittag statt.

Um Weg und Ziel.

Original-Roman von **Margarete Wolff-Meder.**

Nachdruck verboten.

17.

Aehnliche Gedanken hatte sie eben wieder gehabt, denn ein paar helle Tränen tropften aus ihren Augen auf das grauwollene Kinderkleidchen hernieder, an dem sie eifrig stichelte.

„Ich bin kindisch", dachte sie, als sie den hellen Tropfen sah, kindisch und unreif mit meinem Mißtrauen. Darauf nähte sie eifrigst weiter. Die Kleider wurden für die armen Kinder eines vor kurzem gänzlich niedergebrannten Dorfes gebraucht. Der Landrat hatte in dieser Weise die Hilfe des „Privatzirkels" erbeten, da jene unglücklichen Dorfbewohner im fast buchstäblichen Sinne des Wortes nichts weiter als das nackte Leben gerettet hatten. Für die augenblickliche Not waren alle Kleidungsstücke aufgetrieben worden, aber man wollte mit neuen, derberen Sachen besser und zweckmäßiger helfen. Jetzt befestigte Inge den Faden und nun war das vierte Kleid fix und fertig. Sie unterzog es einer kritischen Musterung, legte es dann sauber und eiagen zusammen und packte es zu den anderen bereits fertigen. Dann saß sie mit im Schoße ruhenden Händen still da. Damals als der Vater von der Jagd zurückgekommen war, hatte er ihr beiläufig einen Gruß von Leberecht Wiedenkamp bestellt, und seither hatte sie einmal aus dem Munde seiner Mutter gehört, daß es ihm gut gehe. Sie blickte resigniert auf die Kleidchen und dachte, das würde wohl doch der Inhalt ihres Lebens bleiben, dieses Schaffen für andere. Müde erhob sie sich und trat an das Fenster, um auf den Platz hinunterzustarren, auf dem heute wieder Markt abgehalten wurde. Sie stand und stand, von trostlosen Reflexionen erdrückt, und erst, als ein Klopfen an der Tür ihr sagte, daß man etwas von ihr wollte, riß sie sich aus der Dumpfheit und Stumpfheit gewaltsam heraus. Einen helleren Blick in die Augen zwingend, rief sie ein lautes „Herein!"

Anna, das Stubenmädchen, steckte den Kopf durch den Türspalt und wispelte: „Gnädiges Fräulein, unten ist das Fräulein aus dem Apothekerhause. Das Fräulein Ollmann. Sie hat sich von ihrem Mädchen ein großes Paket nachbringen lassen. Das Mädchen ist gleich wieder weg. Aber das Fräulein möchte Sie sprechen."

„Fräulein Ollmann will mich sprechen?" Im Nu war Inge an der Schwätzerin vorüber, und während sie die Treppe hinuntertastete, dachte sie empört über den hämisch lauernden Ausdruck nach, der auf des Mädchens Gesicht gelegen hatte. Ja, auf was lauert denn die? Glaubt die am Ende, sie würde Irmingard Ollmann nicht empfangen? Was das närrische Gerede über die Ollmanns denn wirklich so verbreitet? . . .

Nun stieg sie von der letzten Stufe der Treppe herab und eilte mit herzlichem Gruße und ausgestreckte Hand auf Irmingard Ollmann zu.

Die stand auf der Diele. Das Paket lag neben ihr auf einem der geschnitzten Stühle. Als Inge nun auf sie zutrat, legte sie eine Hand, die rechte, die zum Gruße begehrt wurde, leicht auf die Lehne des Stuhles. Ihre volle, hohe Gestalt reckte sich höher auf und die blauen Augen in dem frischen Gesicht starrten an Inge vorüber.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen, Fräulein Hindenberg. Ich bringe nur die Sachen, die ich für die Abgebrannten angefertigt habe," äußerte sie mit stoßendem Atem.

Befremdet blickte Inge das hübsche, blühende Mädchen an. „Zunächst mal herzlich willkommen, Fräulein Ollmann. Und dann, ich nehme die Sachen nicht ab. Sie sollen im Hause des Kreisarztes abgeliefert werden."

„Dahin tragen mich meine Füße nicht." Tief erregt stieß Irmingard Ollmann das heraus. Ihre Haltung wurde noch abweisender.

Inge ahnte, daß in dem Mädchen irgend eine Erbitterung saß. Sie trat näher heran, und während sie mit weicher Stimme bat, „was ist denn geschehen, Fräulein Ollmann? . . . Wollen Sie mir nicht vertrauen?" nahm sie die Hand, die ihr nicht gegeben wurde, mit beschwichtigendem Druck in die ihre.

Das besiegte Irmingard Ollmann. Ihre eben noch so zornigen blauen Augen füllten sich mit Tränen. „Verzeihen Sie . . Daß ich gerade zu Ihnen komme . . . Ich wollte Sie etwas fragen . . . Ich, . . . Ich" . . Ihre Erregung war jetzt so groß, das ihre Stimme erstickte.

Inge legte einen Arm um die Erregte und führte sie mit sich fort. „Kommen Sie nur, wir wollen unseren Herzen ordentlich Luft machen . . . Sie bleiben doch ein Stündchen bei mir, oben in meinem Zimmer? . . Ich nähe gerade an den Kinderkleidern. Wenn Sie aber das geniert, können wir auch in eines der Zimmer hier unten gehen."

„Nein, ein . . . Bitte in Ihr Zimmer," stotterte Irmingard Ollmann und ließ sich hinwegführen, als sei sie ein schwaches, willenloses Kind.

Das Stubenmädchen, das die Treppe hinunterkam, als beide Damen hinaufstiegen, trat demutsvoll zur Seite, aber Inge merkte doch den erstaunten Blick, unter den gesenkten Lidern hervor, daher gab sie den Auftrag, Fräulein Ollmanns Paket in ihr, Inges, Zimmer zu schaffen, herrischer, als sonst ihre Art war.

Das war nun geschehen. Das Paket lag auf dem Tische in Inges Mädchenstübchen. Die Tür klinkte eben hinter Anna ins Schloß. Dann noch ein knackendes Geräusch des Schlosses und dann war es ganz still in dem Zimmer. Denn Inge, die Annas wegen noch soeben von den armen Abgebrannten gesprochen hatte, brach ihre Aeußerungen mit großer Plötzlichkeit ab und sah erwartungsvoll zu Irmingard hinüber.

Noch schwieg die. Das rotblonde Haar flimmerte in breit hereinflutenden Märzsonnenschein. Das erregte Blut klopfte in den Schläfen so stark, daß die bläulichen Adern unter der feinen Haut sichtbar zuckten. Die Nasenflügel bebten und die Lippen öffneten sich und schlossen sich wieder und es kam doch kein Laut heraus.

Diese so gewaltige und so stumme Erregung flößte Inge Angst ein. „Haben Sie mir nichts zu sagen, Fräulein Ollmann?" fragte sie.

Irmingard Ollmann sprang empor. „Sagen? Nein, sagen will ich Ihnen nichts . . Fragen wollte ich etwas . . . Fragen . . . ? Sie preßte beide Hände an die erregt gehende Brust, Sekundenlang würgte sie mit den Worten, dann stieß sie heftig und rauh heraus: „Ist's wahr, daß ich nur auf Ihr vieles Reden hin in den Privatzirkel aufgenommen worden bin? . . .

„Wer sagt das?" Irmingard zuckte geringschätzend die Achsel, während auf ihrem Gesicht eine Gebärde äußerster Nichtachtung stand. „Sagen, ehrlich ins Gesicht zu sagen, dazu ist das edle Menschengezücht hier zu feige. Den Wisch hier, ohne Namensnennung, mit verstellter Handschrift geschrieben, bekam ich." Ihre Hand fuhr in die Tasche und holte ein tausendfaltiges zerknittertes Briefblatt heraus.

(Forts. folgt.)